

Blankertz, Stefan

Biologismus kommt nicht von Biologie. Möglichkeiten und Grenzen biologischer Aufklärung

Pädagogische Korrespondenz (2003) 31, S. 50-70



Quellenangabe/ Reference:

Blankertz, Stefan: Biologismus kommt nicht von Biologie. Möglichkeiten und Grenzen biologischer Aufklärung - In: Pädagogische Korrespondenz (2003) 31, S. 50-70 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-81072 - DOI: 10.25656/01:8107

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-81072>

<https://doi.org/10.25656/01:8107>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://pk.budrich-journals.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

5 DAS AKTUELLE THEMA

Jens Rosch:

Dyskalkulie

*Phänomenologie eines modernen kulturellen Unbehagens
am Beispiel des dekadischen Positionssystems*

25 DIDAKTIKUM

Andreas Gruschka

Ganymed in den Fängen der Didaktik

43 DISKUSSION

Jens Rosch / Michael Tiedtke

Anmerkungen zu Jürgen Diederichs Sokratischem Gespräch mit Sokrates

50 AUS DER FREMDE

Stefan Blankertz

Biologismus kommt nicht von Biologie

Möglichkeiten und Grenzen biologischer Aufklärung

71 DAS HISTORISCHE LEHRSTÜCK

Hartwig Zander

Eine Sache um ihrer selbst willen tun

*Zur „Niederlegung“ eines pädagogischen Prinzips in Alexander Neills
Tagebuchaufzeichnungen*

96 DISKUSSION

Bernd Hackl

Eyes wide shut

Über die Verwechslung von Markt und Freiheit

101 NACHGELESEN

Sieglinde Joritz

Blick zurück nach vorn

Ein Nachtrag zum „Adorno-Jahr“

Stefan Blankertz

Biologismus kommt nicht von Biologie

Möglichkeiten und Grenzen biologischer Aufklärung

VORBEMERKUNG

Ich bin kein Biologe und beabsichtige mit dem Folgenden keine Stellungnahme zu innerbiologischen Fachfragen. Vielmehr kommentiere ich die biologische Diskussion mit dem Interesse, welcher gesellschaftstheoretische Gebrauch von den jeweiligen Aussagen von Biologen gemacht wird. Dabei ist es weitgehend unerheblich, ob sich diese Aussagen als »richtig« oder »falsch« erweisen.

I

Die Erinnerung des Menschen an seine biologische Basis hat immer etwas Schmerzliches, weil sie die unbefleckte Erkenntnis des hochstehenden Geistes verletzt. Freuds Anwendung des Begriffs der »Triebstruktur« auf den Menschen und seine Libido ist eine solche Verletzung gewesen, und nachdem das Konzept von »Trieb« in der Biologie zunehmend problematisch wurde, konnte auch in der Psychologie dieses Ärgernis stillschweigend entsorgt werden. Von einer neueren Erfahrung mit der Abwehr gegen die Erinnerung an die biologische Basis des Menschen berichtet der anarchistische Sozialkritiker und Schwulenaktivist Paul Goodman¹ in seinem letzten Interview 1972:

»Die Schwulenbewegung jagt mich wegen eines Satzes, der im Playboy abgedruckt wurde – ein ganz unschuldiger Satz. Ich habe darauf hingewiesen, dass der darwinistischen Theorie zufolge alle Säugetiere einen ausgeprägten heterosexuellen Trieb aufweisen. [...] Um das Weibchen zu begatten, muss das Männchen eine Erektion haben. Sie muss ihn akzeptieren, und er muss seinen Penis in die richtige Öffnung führen. Das ist ein sehr komplexes Manöver, und wenn es nicht gelingt, wird die Art unweigerlich aussterben. Unsere Spezies gibt es seit ungefähr einer Milliarde Jahren, das heißt offensichtlich, dass die Mehrzahl der Menschen einen starken heterosexuellen Antrieb hatte. Daraus folgt, dass wenn der heterosexuelle Antrieb bei einem Menschen zu fehlen scheint, der Therapeut versuchen wird, herauszufinden, wo er geblieben ist. Das hat nichts mit Verteufelung homosexuellen Verhaltens zu tun, denn dieses hat seinen eigenen Nutzen, aber wenn der heterosexuelle Antrieb

¹ Vgl. zu Goodmans Leben und Werk: Stefan Blankertz, *Gestalt begreifen*, Wuppertal 2003, S. 21ff.

nicht da wäre, würde man sagen: Das ist doch merkwürdig! [...] Ich meine, wir könnten uns endlos mit den irrationalen Vorstellungen der Schwulenbewegung beschäftigen.«²

Der Schmerz über unsere Verwurzelung im bloß Biologischen ist die eine Seite. Auf der anderen Seite ist die Natur bzw. die jeweilige Interpretation der Natur auch eine Quelle von Normativität, so etwa, wenn aus der von Goodman angesprochenen Erinnerung an die biologische Notwendigkeit der Heterosexualität schon immer geschlussfolgert wurde, homosexuelles Verhalten sei moralisch falsch und ggf. strafwürdig.³ Zur Abwendung einer solchen naturalistischen Schlussfolgerung haben diejenigen, die die Zulässigkeit von Homosexualität verteidigen, oft die biologische Basis des Menschen schlechterdings verneint, wie Goodman erfahren musste, anstatt auf die Unlogik hinzuweisen, die darin liegt, von der Faktizität der Natur zu einem moralischen Imperativ zu kommen.

Selbst Richard Dawkins, von dem im Folgenden noch die Rede sein soll, verfällt bisweilen in eine groteske Vermischung von biologischer Faktizität und moralischer Bewertung, so wenn er die Tatsache, dass Fangheuschreckenweibchen dem Männchen vor, während oder nach der Kopulation den Kopf abbeißen, einen »makaberen Kannibalismus« und eine »extreme Verhaltensweise« nennt,⁴ obgleich er den biologischen Sinn des Vorgangs dadurch beleuchtet, indem er bemerkt, »dass das Weibchen die sexuelle Leistungsfähigkeit des Männchens dadurch verbessert, dass es dessen Kopf auffrisst«.

Mag das Beispiel der Fangheuschrecke exotisch-faszinierend wirken, so hört der Spaß auf, wenn es um den »Infantizid« bei dem Menschen biologisch oder emotional näherstehenden Arten geht, d.h. die Tötung von Kindern des Vorgängers, wenn ein neues Männchen einen Harem übernimmt, etwa bei Löwen oder einigen Affenarten. Während noch der Lorenz-Schüler Irenäus Eibl-Eibesfeld solche Beobachtungen ins Reich der Legende verbannt wissen wollte oder wenigstens als pathologische Ausnahme definierte,⁵ konnte der Göttinger Primatologe – und Theologe – Volker Sommer bei den Grauen Languren inzwischen die Regelmäßigkeit des Infantizids beweisen.⁶ Viel lieber dagegen wollen wir an Konrad Lorenz' Tötungshemmung als universelles biologisches Prinzip glauben oder uns die Darwin'sche »Arterhaltung« als Urbild menschlicher Solidarität vorstellen. Sind nicht Ameisenstaaten ein schönes

2 Paul Goodman 1972, deutsch in: Gestaltkritik, Zeitschrift für Gestalttherapie, 2/2003.

3 Für eine Übersicht über die auch in der Tierwelt verbreitete Homosexualität vgl. Volker Sommer, Wider die Natur? Homosexualität und Evolution, München 1990.

4 Richard Dawkins, Das egoistische Gen (1976), Reinbek 1996, S. 29f.

5 Irenäus Eibl-Eibesfeld, Die Biologie menschlichen Verhaltens, Weyarn 1997, S. 141 f. (Das Buch erschien zuerst 1984. Die Arbeit von Sommer, siehe Anm. 6, kannte Eibl-Eibesfeld offensichtlich noch nicht.)

6 Volker Sommer, Heilige Egoisten, München 1996. Allerdings folgt aus Sommers Beobachtungen ausdrücklich nicht, dass Infantizid eine überlegene Reproduktionsstrategie ist. Die „Töter“ bilden einen Anteil von rund 1/4 der männlichen Population. Das ist mehr als eine pathologische Mutante, aber weniger als ein durchschlagender Reproduktionserfolg! Im übrigen kommt Infantizid bei den Grauen Languren nur vor, wenn sie als Gruppe weniger erfolgreich sind: Ein-Männchen-viele-Weibchen-Gruppen bilden sich in weniger nahrungsreichen Territorien, während die übrigen Grauen Languren aus Viele-Männchen-viele-Weibchen-Gruppen bestehen, in denen Infantizid kei-

Beispiel für den faschistischen Imperativ vom »Gemeinnutz geht vor Eigennutz«? Oder für dessen demokratische Variante, unvergesslich formuliert von John F. Kennedy: »Frage nicht, was das Land für dich tun kann, frage, was du für das Land tun kannst.«

Der unmoralische Egoismus dagegen soll ebenso wie die Tötung innerhalb der eigenen Art dem Menschen als das Böse vorbehalten bleiben, zu dem die Natur eben nicht fähig sei. In moralischer Abscheu vor Max Stirners philosophischer Hymne auf den Eigennutz in »Der Einzige und sein Eigentum« (1845) ebenso wie vor dem englischen Utilitarismus und seinem Primat des Egoismus hat man immer gern auf Darwins Arterhaltung verwiesen. Aber schon Peter Kropotkin, der den Altruismus als biologische Norm, die auch für den Menschen verbindlich sei, aus dem Darwinismus ableiten wollte, musste davon ausgehen, dass der Nutzen des Einzelnen im Gruppennutzen vollständig aufgehoben sei.⁷ Darum sprach er auch von »gegenseitiger Hilfe«, die jedenfalls dem altruistischen Ideal der gänzlich uneigennützigen Selbstaufopferung nicht entspricht.

II

Richard Dawkins hat mit seinem Buch »Das egoistische Gen« 1976 zwei Wellen ausgelöst – eine Welle glühender Anhängerschaft, die nun meinte, die Rückführung aller menschlichen Charakteristika und Verhaltensweisen auf die Gene sei bewiesen (obwohl Dawkins dies mit keiner Silbe behauptet), und eine Welle empörter Ablehnung dieses kruden »Biologismus«. Eigentlich präzisiert Dawkins nur ganz unspektakulär den Darwinismus: Statt die Selektion auf der Ebene von Individuum und Art stattfinden zu lassen, setzt er das Gen als das Agens des biologischen Prozesses. Dies leuchtet sofort ein, denn ein einzelnes (letales) Gen, welches die Reproduktion des Organismus, in welchem es sich befindet, verhindert, bewirkt sein Ausscheiden aus dem Genpool, ebenso wie ein einzelnes Gen, welches die erfolgreiche Reproduktion des Organismus bewirkt, seine Verbreitung sicherstellt.⁸ »Gen« in diesem Sinne ist jede frei kombinierbare Einheit, die irgendeine Wirkung auf den Organismus hat, zu dessen Bauplan sie gehört. Der Organismus ist, wie Dawkins augenzwinkernd sagt, nichts als eine Kopiermaschine von Bauplänen für Kopiermaschinen, wobei die Baupläne aus Genen zusammengesetzt sind.

Der »Egoismus« des Gens – sein Dasein als guter Plan für eine Kopiermaschine oder als erfolgreicher Replikator – bedeutet nun zunächst, dass es nicht um das Wohl

7 Peter Kropotkin, *Gegenseitige Hilfe* (1902), Berlin 1975. Kropotkin war sich übrigens der Abhängigkeit seiner Argumentation vom Utilitarismus bewusst. – Auch zeitgenössische Biologen setzen sich noch produktiv mit Kropotkin auseinander, z.B. Stephen J. Gould („Kropotkin was no crackpot“, in: *Natural History* 97 [7], 1988), Frans de Waal (*Der gute Affe: Der Ursprung von Recht und Unrecht bei Menschen und anderen Tieren* [1996], München 2000) und Franz M. Wuketits (*Soziobiologie: Die Macht der Gene und die Evolution sozialen Verhaltens*, Heidelberg 1997). Der Anthropologe Ashley Montagu hat „Mutual Aid“ in den 1970er Jahren neu ediert (Boston o.J.).

8 Bitte beachten: Die reproduktionsbiologische Auslegung des Darwinismus verlangt ausdrücklich keinen „Kampf“, wie es dem Sozialdarwinismus zumindest immer unterstellt wurde.

der Art geht, sondern um die eigene Verbreitung. Ein Gen, das »seinen« Organismus dazu bringt, sich vollständig für das Wohl der Art – also zu deren größerer Vermehrung – aufzuopfern, würde unweigerlich aus dem Genpool ausscheiden. Ein Gen etwa, nennen wir es K1, das eine Antilope dazu brächte, sich dem die Herde verfolgenden Raubtier in den Weg zu stellen, um den übrigen die Flucht zu ermöglichen, während sie selbst dabei gefressen wird, würde ungeachtet seines Nutzens für die Herde schnell ausgestorben sein.

Ganz anders sieht es aus, wenn das Gen K ein leicht modifiziertes Programm enthält: Gesetzt, eine Antilope mit dem Gen K2 befände sich am Schluss der Herd und opfere sich auf, während anderen Antilopen mit dem Gen K2 die Flucht gelingt:⁹ Dann ist die »fitness« von K2 gesteigert worden. Hier wird sofort deutlich, warum das Gen, nicht das Individuum als »egoistisch« gekennzeichnet wird: Das Individuum kann aufgeopfert werden, wenn sich in den geretteten Individuen das gleiche Gen – in diesem Falle K2 – befindet und damit dessen Reproduktion verbessert wird.

Als kritischer Einwurf sei allerdings vermerkt, dass es wohl doch auch einen Egoismus auf individueller, nicht nur auf genetischer Ebene gibt: Volker Sommer berichtet etwa über Languren-Weibchen, die ihren Nachwuchs »misshandeln« (z.B. achtlos auf den Boden gleiten lassen): »Languren-Weibchen werden genau dann rauh zu Neugeborenen, wenn sie anderen Interessen [Nahrungsaufnahme, soziale Fellpflege] nachgehen wollen.«¹⁰ Sie handeln demnach im Interesse ihres Organismus, nicht im Interesse ihrer Gene! Überdies scheinen Organismen sich generell auch dann erhalten zu wollen, wenn kein reproduktives Interesse vorliegt. Umgekehrt kann das reproduktive Interesse verschwinden, wenn es dem Organismus, nicht den Genen, schlecht geht. Die missliche Lage, die beispielsweise Zootieren die Freude an der Paarung nimmt, gilt für ihren Organismus als Ganzes, nicht für die Gene. Denn es ist ja nicht Futtermangel oder Bedrohung durch äußere Feinde, was an der Reproduktion hindert. Insofern sind die Umstände für die Gene optimal. Aber der Organismus fühlt sich einfach nicht gut.

Die folgenschwerste Korrektur an Darwin nimmt Dawkins bei dem Konzept der Art-erhaltung vor. Um zu zeigen, dass es nicht die Art ist, um deren optimale Reproduktion es geht, wende ich mich einem anderen Beispiel zu, nämlich dem Geschlechterverhältnis in einer Art, in der dieses 50:50 beträgt. Nehmen wir an, dass die weiblichen Organismen eine Reproduktionsrate von 2 haben, so ergibt sich für die Population von 100 Individuen, dass in der nächsten Generation wiederum 100 Individuen existieren. Jeder weibliche und jeder männliche Organismus hat 2 x 50% seiner Gene weitergegeben.

9 Dies gilt nach Dawkins nur, sofern sich das Gen K2 in allen Individuen der Herde befindet („Familienegoismus“ oder „Nepotismus“ heißt das in der Soziobiologie). Denn Gene von Individuen, in deren Pool sich kein K2 befindet, würden vom Opfer profitieren, ohne selbst ein Opfer zu bringen, sodass die Reziprozität (bzw. Gegenseitigkeit) des Altruismus nicht gegeben wäre: Die Kopiermaschinen ohne K2 würden sich so lange schneller vermehren als diejenigen mit K2, bis diejenigen mit K2 ausselektiert worden sind. Elliot Sober und David S. Wilson (Unto Others: The Evolution and Psychology of Unselfish Behavior, Cambridge 1998) zeigen allerdings, dass sich unter bestimmten Umständen auch heteronome Altruismus-Gene verbreiten. Dies widerspricht mit Sicherheit dem, was Dawkins selbst aus seiner Theorie ableitet. Ich bin mir jedoch nicht darüber im Klaren, ob dies immanent ist oder nicht.

10 Sommer, Heilige Egoisten, a.a.O., S. 139.

Würde das Geschlechterverhältnis 80 weibliche zu 20 männlichen Organismen betragen, bestünde die nächste Generation aus 160 Individuen. Die Art hätte sich also besser reproduziert. In diesem Falle hätte jedoch jeder männliche Organismus 8 x 50% seiner Gene weitergegeben. Ein weiblicher Organismus, der unter diesen Bedingungen einen männlichen Organismus hervorbringt, reproduziert sich demzufolge mit vierfacher Geschwindigkeit gegenüber einem weiblichen Organismus, der einen weiblichen Organismus hervorbringt. Erst wenn das Verhältnis wieder 50:50 beträgt, hört die Selektion zugunsten der männlichen Nachkommenschaft auf.¹¹ Das Verhältnis von 50:50 ist die »evolutionär stabile Strategie«, obgleich es ein suboptimales Reproduktionsergebnis erzeugt.

An dem Beispiel des Geschlechterverhältnisses kann noch eine weitere Fehldeutung der Evolution demonstriert werden, die Dawkins allerdings nicht explizit aufklärt. Denn auch der Perfektionismus, der von einer ständigen Bewegung auf das Optimum der Anpassung ausgeht, muss in das Reich des Wunschenkens verbannt werden. Zweifellos wäre die Art, in der das Geschlechterverhältnis 80:20 betrüge, besser angepasst als diejenige, in der es bei 50:50 liegt. Dawkins beschreibt weitere suboptimale Ergebnisse von evolutionär stabilen Strategien im Verhaltensbereich.¹²

Insofern trifft die Kritik des marxistischen englischen Biologen Steven Rose seinen erklärten Gegner Dawkins nicht: »Eine Ansicht lautet zum Beispiel, dass Populationen im großen und ganzen genetisch homozygot seien und jede existierende Heterozygotie genau wie im Falle einer evolutionsstabilen Strategie das Ergebnis einer Gleichgewichtsorientierten Selektion sei. Wenn dies der Fall wäre, müsste der größte Teil aller Variation als adaptiv gelten [...]. Alle Populationen befänden sich auf der Evolutionsstraße zur Vollkommenheit. Die alternative Sicht ist die, dass zu einem beträchtlichen Grad der Zufall regiert. Kontingenz, Mutation und genetische Drift lassen in jeder Population eine Vielfalt an neutralen Mutationen bestehen, die auch ohne ersichtlichen Selektionsvorteil erhalten bleiben. Denken Sie an die erblichen Variationen im Anteil der verschiedenen Isoenzyme bei verschiedenen *Drosophila*-Populationen oder die erblichen Unterschiede im Streifenmuster auf Schneckenhäusern. Lässt sich jeder dieser Unterschiede und sein Fortbestehen innerhalb der Population mit der Begründung erklären, dass dieser einer bestimmten Funktion dient, oder haben wir es nur mit einer Fortführung eines ursprünglich zufälligen genetischen Ereignisses zu tun, das keinerlei Auswirkungen auf das Überleben hat?«¹³

11 Es gibt Arten, wie die Ameisen, die ein anderes Geschlechterverhältnis aufweisen. Jedoch gibt es dafür durchaus eine Erklärung auf der Ebene der Theorie des egoistischen Gens. Bei den Ameisen führt die Besonderheit der Vererbung über die „Königin“ dazu, dass Schwestern zu 75% (statt 50%) miteinander verwandt sind. Schwestern und Brüder dagegen nur zu 25%. (Kritische Randbemerkung: Dieses Kalkül geht nicht immer auf, denn z.B. bei den Feuerameisen leben mehr als eine Königin in einem Bau, sodass der Verwandtschaftsgrad zwischen den Arbeiterinnen, die sich für einander und für die Königinnen „aufopfern“ sowie auf die eigene Reproduktion „verzichten“, zum Teil außerordentlich gering ist. Ergo ist die These vom Altruismus als Teil des Familienegoismus nicht allgemeingültig!) – Eine andere Bedingung, unter der nicht das 50:50-Geschlechterverhältnis evolutionär stabil ist, sondern ein geringerer Anteil männlicher Organismen, ist der Inzest, der bei einigen Insektenarten als Reproduktionsstrategie vorherrscht.

12 Dawkins, a.a.O., S. 126 ff. Siehe unten das Beispiel der Tauben/Falken-Strategie.

13 Steve Rose, Darwins gefährliche Erben: Biologie jenseits der egoistischen Gene, München 2000, S. 251 f.

Auch das Verdict des revisionistischen Evolutionstheoretikers Stephen J. Gould, ebenfalls ein scharfer Kritiker der These vom »egoistischen Gen«, stellt m.E. gar keinen grundlegenden Einwand gegen Dawkins dar: »Besonders schwerwiegend [...] ist die falsche Vorstellung, Evolution sei gleichbedeutend mit [...] Fortschritt. [...] Weder die Evolutionstheorie noch die tatsächlichen Fossilienfunde [...] stützen eine solche Vorstellung. Die Darwinsche natürliche Selektion führt lediglich zur Anpassung an eine sich wandelnde lokale Umwelt, aber nicht zu weltweitem Fortschritt. Zwar kann man örtlich begrenzte Anpassungen unter bestimmten Umständen als »Verbesserungen« ansehen [...], aber die historische Kette aufeinander folgender lokaler Anpassungsvorgänge summiert sich nicht zu einem kontinuierlichen Fortschritt.«¹⁴

Obwohl Dawkins die Arterhaltung als Selektionskriterium ablehnt, ist eine gewisse Rücksicht auf die Art sehr wohl notwendiger Teil des »egoistischen« Gens. Sofern die Individuen, die Träger eines Gens sind, nur in Gemeinschaft überlebens- also reproduktionsfähig sind und bleiben, ist die Existenz der Art Bedingung der Möglichkeit, dass das Gen weitergegeben wird. Dergestalt werden Gene, die die Existenz einer Art gefährden oder sogar unmöglich machen, gemeinsam mit der Art ausselektiert. Dawkins nennt dies, indem er einen Begriff von Robert Trivers aufnimmt, »reziproken Altruismus«, der im Kern identisch ist mit dem Egoismus. Die gleiche Denkbewegung hat ja auch Max Stirner dazu geführt zu formulieren, der »kluge« Egoist würde nicht nur sich selbst, sondern auch die anderen bedenken. Nichts anderes bedeutet die Kropotkin'sche »gegenseitige Hilfe«. Aber schon die Bibel verfügt, den Nächsten wie sich selbst zu lieben. Es fällt auch nicht schwer, Dawkins »egoistisches« Gen mit dem kategorischen Imperativ zu versöhnen. Die Provokation, die in der Kennzeichnung des Gens als »egoistisch« steckt, löst sich derart in Wohlgefallen auf.

Wir haben mit Dawkins nun »Arterhaltung«, »Überleben des Individuums«, »evolutiven Perfektionismus« und »Tötungshemmung« als Quellen von aus der Natur abzuleitender Normativität überwunden, diese »Werte« vielmehr auf den einfachen Vorgang der mathematischen Bedingung von Reproduktion reduziert.

Ein Beispiel: Es gibt eine Population von 100 Kopiermaschinen. Gesetzt, deren Umweltbedingungen begrenzten die Population zwingend auf 100, sodass die Population nicht anwachsen kann. Die 50 einen Kopiermaschinen fertigen je 3 Kopien (»Typ A«), die 50 anderen jeweils 6 Kopien (»Typ B«).

Unter der Voraussetzung einer gleichen Sterblichkeit der Kopien bzw. Nachkommen ergibt sich folgende Entwicklung:

	-A-	-B-		
1. Generation:	050	050	Verhältnis:	050% : 050%
	150	300		033% : 067%
2. Generation	033	067		
	099	402		020% : 080%
3. Generation	020	080		
	060	480		011% : 089%

14 Stephen J. Gould, Leitern und Kegel: Einschränkungen der Evolutionstheorie durch kanonische Bilder, in: Silvers (Hg.), Verborgene Geschichten der Wissenschaft, München 1999, S. 53.

4. Generation	011	089	
	033	534	006% : 094%
5. Generation	006	094	
	018	564	003% : 097%
6. Generation	003	097	
	009	582	002% : 098%
7. Generation	002	098	
	006	588	001% : 099%
8. Generation	001	099	
	003	594	000% : 100%

In nur acht Generationen hat sich Kopiermaschine bzw. Genpool vom Typ B gegen Typ A durchgesetzt. Das ist Darwins »survival of the fittest«, wohlgemerkt ohne jegliche direkte Kampfhandlung.

Bitte beachten: Auch schon bei diesem einfachen Beispiel muss eine Gen-Umwelt-Interaktion angenommen werden (z.B. Knappheit der Nahrungsressourcen, die eine Begrenzung auf 100 Individuen erzwingt); das Ergebnis ist nicht ausschließlich »genetisch bedingt«. Dass Dawkins die Gen-Umwelt-Interaktion keineswegs ausblendet, zeigt sein hypothetischer, nicht ernst gemeinter Vorschlag, die Lebenserwartung dadurch zu steigern, indem Menschen unter 40 die Reproduktion verboten werde. Auf diese Weise würden Langlebigkeit verursachende Gene gegenüber Kurzlebigkeit verursachenden Genen bevorzugt. Vielleicht ließe sich mit diesem Gedanken ganz ohne medizinischen Fortschritt erklären, wie die reale Steigerung der Lebenserwartung vor sich gegangen sein könnte, nämlich durch Verschiebung der reproduktiven Phase in spätere Lebensalter.

Die Kennzeichnung des Selektions-Vorgangs als »egoistisch« ist bei Dawkins nur aus seiner Lust an der Provokation zu erklären, denn er enthält die Unterstellung einer anthropomorphen Intentionalität, die er eigentlich ablehnt. Das Prinzip, das er zum Agens der Evolution erklärt, besteht bloß aus einer Tautologie: Was sich am besten vermehrt, kommt mathematisch zwingend am meisten vor. Das Gen »will« sich nach Dawkins nicht vermehren, sondern es vermehrt sich. Alles andere deduziert sich aus dieser einen Voraussetzung.¹⁵

15 Übrigens löst Dawkins nicht die alten Probleme des Darwinismus. Auf das wichtigste hat Stephen J. Gould wiederholt hingewiesen, nämlich das des Artenübergangs. Die Modifikationen innerhalb einer Art lassen sich sowohl theoretisch simulieren als auch archäologisch belegen. Artenübergänge dagegen scheitern sowohl theoretisch als auch an zu geringen Funden von fossilen Übergangsformen. – Ein anderes Problem ist die Erklärung der Entstehung sexueller Vermehrung. – Lynn Margulis (Die andere Evolution, Heidelberg 1999) hat zur Lösung dieser biologischen Probleme die Idee einer Versöhnung von Evolutions- und Schöpfungslehre vorgeschlagen: Die Entstehung neuer Arten ebenso wie die Entstehung der Sexualität erklärt sie mit „Symbiogenese“, also mit einer Symbiose verschiedener Organismen. So haben sich Margulis zufolge aus der „Ursuppe“ der Bakterien durch die Symbiose verschiedener Organismen die unterschiedlichen „Stämme“ der Arten entwickelt, die sich dann erst durch Darwin'sche Selektion modifizierten. Eine Integration der Ansätze von Margulis und Dawkins scheint mir theoretisch möglich zu sein. – Brian Goodwins These von einer „robusten Morphogenese“ (Der Leopard, der seine Flecken verlor: Evolution und Komplexität [1994], München 1997, S. 168 ff), d.h. einem „Bauplan“ der

III

Aus dem Ansatz von Richard Dawkins hat nach meiner Übersicht noch niemand abgeleitet, dass er dem Menschen die moralische Freiheit und Autonomie wiedergegeben habe.¹⁶ Vielmehr wird er umstandslos in eine anthropomorphe Interpretation übersetzt: Wenn Vermehrung das Gesetz der belebten Natur sei, so müsse jede Verhaltensweise auch die des Menschen auf ihren ursprünglichen reproduktiven Nutzen zurückgeführt und damit als gerechtfertigt angesehen werden. Bestseller über die Natur einkaufssüchtiger Frauen und lügender Männer zeugen davon.¹⁷ Wenn Männer besser Einparken können und sich Frauen besser im Kühlschrank zurecht finden, weil dies auf der grundlegenden Arbeitsteilung basiert, die für die Urmenschen (angeblich) überlebenswichtig war, dann kann sich das – dieser Annahme zufolge – »natürlich« weder im Laufe der Geschichte der menschlichen Gattung noch in Zukunft ändern.

Die Unterstellung von Unwandelbarkeit läuft allerdings dem evolutionistischen Prinzip zuwider.¹⁸ Ein evolutionär stabiler Zustand ist ja auch biologisch gesehen nur so lange stabil, wie sich die Bedingungen nicht verändern. Unter der Bedingung des Klonens etwa könnte sich ein ganz anderes Geschlechterverhältnis entwickeln, wobei die Erzeugung männlicher Nachkommen gegen null tendiert: Ein Mann, der sich klonen lassen wollte, müsste dazu einen weiblichen Körper als Träger gewinnen, der seine Gene seinerseits in dem Kind nicht weitergibt. Einerlei, ob die Entscheidung, ein fremdes Kind auszutragen, genetisch codiert oder kulturell geprägt ist, würden Frauen, die sich dazu bereit finden, schlicht aussterben. Frauen, die nur eigene Klone zur Welt bringen, würden sich am besten reproduzieren. Die Menschheit könnte auf

Natur, der sich nicht oder nur sehr schwer von der Evolution verändern lässt, widerspricht zwar der evolutionistischen Perfektionsannahme, aber diese benötigt Dawkins ebenso wenig wie George C. Williams. – Zwei lesenswerte Rundumschläge gegen den gesamten Darwinismus: Reinhard Eichelbeck, *Das Darwin-Komplot: Aufstieg und Fall eines pseudowissenschaftlichen Weltbildes*, o.O. 1999; Burkhard Müller, *Das Glück der Tiere*, Berlin 2000. – Eine Reihe von Fallbeispielen, die schwierig mit der Theorie des biologischen Egoismus zu erklären sind, enthält: Vitus B. Dröscher, *König Salomons Ring*, München 1999. – Eine Einführung in die Welt der Bakterien, die für ihren Vermehrungserfolg weder Komplexitätsentwicklung noch Zweigeschlechtlichkeit benötigen, bietet: Howard Bloom, *Global Brain*, Stuttgart 1999.

- 16 Dawkins selbst allerdings sagt: „Als einziges Lebewesen auf der Erde können wir uns gegen die Tyrannei der egoistischen Replikatoren auflehnen“ (a.a.O., S. 322). Vgl. Sommer, *Wider die Natur?*, a.a.O., S. 150f.
- 17 Allan und Barbara Pease, *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken*, München 2000. Man erhält den merkwürdigen Eindruck, die Autoren wollten uns sagen, die Evolution hätte aus ungeklärten Gründen beim Urmenschen aufgehört und uns mit einer für alle folgenden Zeiten unwandelbaren Natur ausgestattet.
- 18 Aber: Das evolutionäre Prinzip könnte einer natürlichen Gegenkraft unterliegen. George C. Williams, ein Mitstreiter von E.O. Wilson und Dawkins, sieht den Sinn sexueller Vermehrung geradezu in der Verhinderung von Evolution. Während Dawkins vermutet, sexuelle Vermehrung böte den Vorteil größerer genetischer Variation, erklärt Williams umgekehrt den Vorteil mit dem „genetischen Korrekturlesen“, d.h. der Aussonderung von Kopierfehlern (Das Schimmern des Ponyfisches, Heidelberg 1998, S. 87ff). Durch die Prinzipien der Partnerwahl wird Evolution im Sinne der Veränderung nach Williams geradezu verhindert: „Sofern natürliche Selektion der Grund dafür ist, dass ... [ein unnötig gewordenes Organ, z.B. das Leuchtorgan des Ponyfisches, beibehalten wird], dann verhindert sie den Verlust dieses Organs durch evolutionäre Veränderung“ (vgl., ebd., S. 39).

diese Weise die Fähigkeit zur sexuellen Fortpflanzung einbüßen, es sei denn, sexuelle Fortpflanzung böte doch einen genügend großen reproduktiven Vorteil.

Wenn sich heutige Verhaltensweisen des Menschen nicht mit den gegenwärtigen Bedingungen erklären lassen, so wäre das eher ein Argument gegen die Evolutionstheorie: Denn eine evolutionäre Anpassung würde dann ja nicht stattfinden. Insofern kann die Tatsache, dass sich ein menschliches Verhalten seit Urzeiten nicht gewandelt hat, keineswegs biologisch begründen, warum es sich nicht wandeln sollte. Im Gegenteil: Da der Mensch über ein hohes Potenzial verfügt, Veränderungen seines Verhaltens vorzunehmen, ohne auf die zufällige Mutation seiner Gene warten zu müssen, würde der Aufweis eines dysfunktionalen, aus alten Zeiten stammenden Verhaltens aus biologischer Sicht für dessen rasche Veränderung sprechen.

Bei genauer Analyse beschränkt sich das Dawkins'sche Prinzip gar nicht auf Gene. Dawkins nennt Gedanken, Verhaltensweisen, Ideen usw., denen keine genetische Codierung zugrunde liegt, sondern die sich durch Tradition, Überzeugung oder Eigennutz von Kopf zu Kopf fortpflanzen, »Meme«. Mit dieser genialen Analogie zum »Gen«, abgeleitet aus dem Wort »Memory«, reklamiert er die Kulturgeschichte als Teil der Biologie. Gleichzeitig aber verlässt er damit die Interpretation der Biologie als Naturwissenschaft. Ich möchte das an einem von ihm selbst durchgespielten Fall zeigen. Gesetzt, Organismen verhalten sich genetisch codiert nach dem Verhaltensmuster »Taub« bzw. »Falke« (die Bezeichnungen für die Strategien sind umgangssprachlich gebildet, denn in Wirklichkeit sind Tauben aggressiv kämpfende Tiere). Taube bedeutet, dass territoriale Kämpfe durch zeitaufwändige Rituale ohne gegenseitige Verletzung ausgefochten werden, »Falke«, dass bis zur ernsthaften Verletzung kurz gekämpft wird, bevor der Unterlegene flüchtet. Stößt ein Falke auf eine Taube, so flüchtet diese augenblicklich. Welches Verhältnis zwischen beiden Strategien stabil ist, hängt von der Gewinn- und Verlustrechnung ab (in der Umweltbedingungen eine große Rolle spielen). Ein willkürlich gewähltes Beispiel könnte sein:

	Taube	Falke
Taube	40/-10	0/50
Falke	50/0	50/-100

Nehmen wir an, dass die Chance auf den Gewinn eines Kampfes, trifft Taube auf Taube bzw. Falke auf Falke, genau 50:50 beträgt, dann hat eine reine Taubenpopulation einen durchschnittlichen Gewinn von +15 (40 »Punkte« für jeden Gewinn, abzüglich 10 Punkte für jeden Verlust, macht 30 Punkte, geteilt durch 2). Da der Ritualkampf der Tauben zeitaufwändig ist, erhält der Verlierer -10 Punkte, der Gewinner nur +40 (statt, wie die Falken, +50), weil auch der Gewinner die Zeit verliert. Eine reine Falkenpopulation hat einen durchschnittlichen Punktestand von -25, denn der Gewinner bekommt zwar +50 Punkte, der Verlierer jedoch aufgrund seiner Verletzung -100. Trifft ein Falke dagegen auf eine Taube, hat er immer einen Gewinn von +50, die Taube geht zwar leer aus, aber trägt auch keine Verletzung davon. Eine reine Taubenpopulation ist gut überlebensfähig, eine reine Falkenpopulation nicht. Aber es ist leicht möglich, dass in eine reine Taubenpopulation die Falkenstrategie eindringt, weil zunächst ein einzelner Falke deutlich größere Gewinne erzielt als die Tauben.

Die Tauben haben durchschnittlich +15 Punkte, ein einzelner Falke in einer Taubenpopulation gewinnt jedoch jeden Kampf und bekommt stets +50 Punkt. Evolutionär stabil ist mathematisch gesehen ein Verhältnis von 5 Tauben zu 7 Falken, woraus sich ein durchschnittlicher Punktestand von +6,25 ergibt, sowohl für Tauben als auch für Falken. (Die zu diesem Ergebnis führende Rechnung ist bei Dawkins nicht dokumentiert.) Sobald sich das Verhältnis in die eine oder andere Richtung verschiebt, erhöht sich die Punktzahl der jeweils anderen Strategie.

Besser jedoch als die Strategien »Taub« und »Falke« wäre die bedingte Strategie, bei der das Verhalten von dem des Gegners abhängig ist: Das Individuum verhält sich wie ein Falke, wenn es auf einen Falken trifft, und wie eine Taube, wenn es auf eine Taube trifft. Diese Strategie ist überlegen, weil der Vorteil der Falkenstrategie ausschließlich darin besteht, dass es die Chance gibt, auf eine Taube zu treffen. In der ihm eigenen provokativen Art nennt Dawkins diese überlegene Strategie »Vergelter«. Doch genauer betrachtet, handelt es sich um das Verhalten des »Wie du mir, so ich dir«, das mit dem kantischen Sittengesetz korrespondiert.

Für die Durchsetzung des Verhaltensmusters »Vergelter« (um bei Dawkins martialischer Begrifflichkeit zu bleiben) ist es völlig einerlei, ob es aufgrund einer genetischen Mutation oder aufgrund einer ethischen Norm auftritt. Jedes einzelne Gen eines Individuums, das aufgrund eines Gedankens die Vergeltungsstrategie anwendet, ist erfolgreicher als die Gene der Individuen, die nur entweder als Taube oder als Falke agieren, und darum wird der Gedanke von anderen Individuen kopiert. Die einzige genetische Voraussetzung für die Verbreitung der nicht genetisch codierten Vergeltungsstrategie ist, dass die Individuen der infragestehenden Population das Verhalten anderer beobachten, dessen Erfolg evaluieren und in das eigene Repertoire übernehmen können.

IV

Wie sich der aufklärerische Charakter von Dawkins' Konzeption in der Soziobiologie oder Reproduktionsbiologie verkehren kann, lässt sich an Edward O. Wilsons Buch »Die Einheit des Wissens« zeigen. Ich interpretiere seinen Exkurs in die Traumdeutung.¹⁹ Er stellt zunächst die These von Sigmund Freud vor, im Traum würde sich durch verzerrte Symbole das Unbewusste ausdrücken, das die verdrängten Impulse in sich birgt. Diese These beruht laut Wilson auf »falschen Vermutungen«.

Dann kommt Wilson zu der seiner Meinung nach richtigen neurologischen Theorie über das Träumen: Der Traum entsteht im Organismus, der aufgrund des Schlafes von sinnlichen Eindrücken weitgehend abgeschnitten ist und dessen Gehirn gleichwohl chemische Botschaften erhält. Diese chemischen Botschaften werden nun nach den Mustern des Wachzustandes interpretiert. Darum können sie keinen Sinn ergeben. Der Traum ist »temporärer Wahnsinn«, das heißt, Interpretation ohne Wahrnehmung.

Was auch immer wir mit dieser Theorie anfangen können, sie entscheidet nicht dar-

¹⁹ Edward O. Wilson, *Die Einheit des Wissens*, Berlin 1998, S. 101ff. Wilson ist übrigens ein bedeutender Ameisenforscher. Aber Ameisen sind nun doch nicht die besseren Menschen.

über, ob Freud Recht hat oder nicht. Dies bemerkt auch Wilson: Die Aufklärung der neurobiologischen Vorgänge sage noch nichts über den Trauminhalt aus. Denn auch wenn zufällige chemische Botschaften das Träumen auslösten, so wäre es doch interessant zu wissen, warum wir diese in der einen oder anderen Weise interpretieren. Wir geben den chaotischen chemischen Botschaften einen Sinn und orientieren uns dabei selbstverständlich an dem, was wir kennen. Wilson wendet sich nun einem Trauminhalt zu, der auch für Freud wichtig war, nämlich dem Angsttraum vor Schlangen, der hinreichend verbreitet ist. Die Verbreitung des Schlangentraums schließt weitgehend aus, dass es sich um ein Zufallsprodukt handelt. Die Arbeitshypothese, die Wilson formuliert, lautet: Für Primaten ebenso wie für den Urmenschen waren Schlangen eine große Bedrohung. Die Vorsicht vor Schlangen ist also ein biologischer Imperativ. Dieser könne sich – so räumt Wilson ein – durchaus in einem »kollektiven Unbewussten« niedergeschlagen haben. Diejenigen Personen, die eine besonders effektive Angst vor Schlangen hatten, hatten die größeren Überlebenschancen und darum haben sie sich so weit vermehrt, dass heute alle Menschen über diesen Schutzmechanismus verfügen, selbst wenn er nicht mehr für alle Menschen notwendig ist.

Die Arbeitshypothese hat zwei entscheidende Fehler: Zunächst einmal kann Wilson trotz seiner beeindruckenden Zahlen über die Todesrate aufgrund von Schlangenbissen (z.B. in Burma: 36,8 Tote auf 100.000 Einwohner) nicht zeigen, dass der Tod durch Schlangenbiss eine sehr bedeutende Todesursache bei Primaten und Menschen ist. Ein solcher Nachweis wäre aber notwendig. Denn es wäre ja evolutionsbiologisch nicht einzusehen, warum eine minder wichtige Todesursache in den genetischen Code einzug hält, während andere, bedeutendere Todesursachen, dies nicht tun.

Dies ist keine nebensächliche Frage, denn sie zeigt den Mangel an logischem Urteilsvermögen, das die Soziobiologie nicht nur Wilsons zu kennzeichnen scheint. Da der Urmensch durch vielerlei Todesursachen bedroht wurde, reicht es logisch gesehen nicht aus, ein einzelnes Verhalten wie Furcht vor Schlangen isoliert zu betrachten. Ziehen wir nur einen einzigen weiteren Faktor hinzu, zeigt sich, wie komplex die Sache wird. Nehmen wir an, dass der Urmensch neben dem Schlangenbiss auch durch das Verspeisen von giftigen Pilzen bedroht war. Dieses Beispiel nennt Wilson sogar selbst. Sofort fragen wir uns, warum nicht auch ein Angsttraum vor giftigen Pilzen Eingang in unser »kollektives Unbewusstes« gehalten hat. Dies wäre nur dann einsichtig, wenn man beweisen könnte, dass die Bedrohung durch giftige Schlangen über einen sehr langen Zeitraum hinweg viel bedeutender als die durch giftige Pilze gewesen ist. Wilson stellt diese Frage nicht.

Wilson erwähnt dagegen, dass Primaten zwischen giftigen und ungiftigen Schlangen unterscheiden und nur auf Giftschlangen panisch reagieren. Es wäre doch interessant, die Frage zu stellen, warum beim Menschen im »kollektiven Unbewussten« diese Unterscheidungsfähigkeit verloren gegangen ist. Wilson fragt auch dies nicht.

Es gibt darüber hinaus noch einen zweiten Schwachpunkt in Wilsons Arbeitshypothese. Gerade weil er so sehr auf empirische Fakten setzt, leuchtet nicht ein, warum er Freuds empirische Beobachtung, dass der Traum von Schlangen mit sexuellen Vorstellungen assoziiert auftritt, einfach nicht in Erwägung zieht. Die Assoziation von Schlangenangst mit unterdrückter sexueller Lust ist ja vielleicht weniger eine Interpretation von Freud, als vielmehr eine empirisch zu verifizierende Feststellung.

Geben wir einfach zu, dass die erste Ursache für die Angst vor Schlangen eine biologische Funktion im Überlebenskampf der Urmenschen hatte. Das schließt logisch gesehen jedoch nicht aus, dass diese Angst unter der Bedingung der menschlichen Kultur, die keine Angst vor Schlangen mehr benötigt, einen anderen Inhalt bekommt, der ein rein psychologisches Wesen hat. Mit Dawkins gesprochen würde es sich dann um ein erfolgreiches Mem handeln, und man müsste untersuchen, warum sich die Schlangenangst so erfolgreich von Gehirn zu Gehirn fortpflanzt.

V

Obwohl sich Soziobiologen gern in der Rolle der Tabubrecher sehen, gibt es ein Tabu, an welchem sie verbissen festhalten – das Inzesttabu. Sie sprechen nicht von »Tabu«, weil das ja ein kulturelles Verbot kennzeichnen würde, sondern von »Inzestvermeidung« oder »Inzesthemmung«, die genetisch codiert sei.²⁰ Aber warum muss unter Menschen das, wozu sie genetisch gesehen sowieso nicht tendieren, mit Tabus und Strafen abgesichert werden? Bonobos, die dem Menschen genetisch am nächsten stehenden Primaten, vermeiden Inzest etwa trotz der Tatsache, dass die Frauen promisk sind und die Vaterschaft eines Kindes absolut unbekannt ist, indem die meisten Frauen²¹ nach Erreichen der Geschlechtsreife die Gruppe verlassen und zu einer anderen Gruppe abwandern. Die Frauen, die dies nicht tun, sind sexuell zwar weniger aktiv und haben demzufolge weniger Nachkommen. Das heißt aber auch: Inzest ist weder ausgeschlossen noch »verpönt«. Ob Bonobos von Inzest träumen, weiß ich selbstredend nicht.

Zunächst einmal müssten für die »Nachkommen produzierende Maschinen«, von denen Dawkins spricht, Inzest die ideale Bedingung sein. Die aus Inzest hervorgehenden Nachkommen würden eine so hohe Identität der Gene enthalten, dass der »Verlust«, den die sexuelle Vermehrung hervorruft, fast ausgeglichen werden könnte. Wie die natürliche Selektion den Inzest dennoch verschwinden lassen könnte, ist leicht zu verstehen: Wenn Inzest negative genetische Folgen hat, sterben Gesellschaften, in denen Inzucht die Oberhand gewinnt, aus, weil zunehmend kranke Nachkommen gezeugt werden. Volker Sommer konstatiert allerdings bündig: »Übrigens ist inzestuöse Fortpflanzung keineswegs selten oder gar automatisch ›schädlich‹.«²² Wenn Sommer Recht haben sollte, brähe die soziobiologische Argumentation hinsichtlich des Inzests zusammen.

Man kann sagen, für die meisten Soziobiologen stellt der Inzest eine »verbotene Frucht« dar, die süß schmeckt, deren Gift jedoch tötet. Das ist aber auch genau das,

20 Von einer genetischen Inzesthemmung hatte übrigens schon Charles Darwin gesprochen und sich den Zorn von Freud zugezogen, für den das Inzestverbot die „schlimmste Wunde“ war, die der Mensch sich durch die Kultur zugezogen habe.

21 Ich folge dem Vorschlag von Frans de Waal, bei Bonobos von Frauen und Männern und nicht von Weibchen und Männchen zu sprechen. Jeder, der einmal Bonobos gesehen hat, versteht, was de Waal damit meint.

22 Volker Sommer, Heilige Egoisten, a.a.O., S. 170. Damit revidiert Sommer, dass er in „Wider die Natur?“, a.a.O., S. 144, die biologische Standardmeinung unkritisch übernommen hatte. – Ein möglicher Vorteil von Inzest könnte sein: Bei inzestuöser Fortpflanzung werden letale Gene besonders schnell ausselektiert und fitte Gene besonders umfassend verbreitet.

was Freud gesagt hat. Denn Freud ist weder von einem natürlichen »Trieb« zum Inzest ausgegangen, noch ist das, was er »Inzest« nannte, überhaupt darauf gerichtet, Nachkommen zu produzieren. Soziobiologen wie Wilson sind so auf Vermehrung fixiert, dass sie wie fanatische Puritaner ein anderes als ein reproduktives Interesse an Sexualität gar nicht denken können. Eine von der Fortpflanzung losgelöste Sexualität, die sozialen Funktionen dient, gibt es allerdings nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei Tieren, z.B. bei Delphinen und Bonobos. Wilson meint, Freud bzw. den heutigen Psychoanalytikern vorhalten zu können: »Das Risiko, dass aus einer inzestuösen Verbindung erblich geschädigte Kinder hervorgehen [...], ist wissenschaftlich belegt.«²³ Das unterstellt unabhängig davon, ob die Aussage faktisch-biologisch richtig ist, Freud habe die Aufhebung des Inzesttabus gefordert, damit aus inzestuösen Verbindungen Kinder hervorgehen sollten. Das ist offensichtlich absurd.

An einer weiteren Stelle zeigt sich, wie nachlässig Wilson argumentiert: Er weist auf eine Studie von William H. Durham (1991) hin, die zeige, in den meisten menschlichen Gesellschaften werde »ansatzweise« erkannt, »dass deformierte Kinder häufig [...] das Produkt von inzestuösen Vereinigungen sind.«²⁴ Ehrlicherweise fügt Wilson noch hinzu, dass viele Gesellschaften über einen »Mythos mit Inzestmotiven« verfügten, »aber nur bei fünf war von nachteiligen Folgen die Rede«. Dies meint er, nicht weiter beachten zu müssen, denn auch in diesen Mythen werde Inzest »als etwas Außergewöhnliches, wenn nicht Abnormales betrachtet«. Schließlich hat, was außergewöhnlich ist, keinen Einfluss auf die Reproduktion, und darum ist es wohl für den Soziobiologen belanglos.

Aus dem empirischen Befund der von Wilson zitierten Studie lässt sich indirekt folgender Schluss ziehen: Inzest kommt in den untersuchten Gesellschaften immerhin so häufig vor, dass die Menschen in der Lage sind, dessen angeblich negative genetische Folgen zu beobachten. Wenn nämlich Inzest überhaupt nicht vorkäme, dann gäbe es auch keine Beobachtungen und Erkenntnisse über seine Folgen. In einem solchen Fall würde die entsprechende Gesellschaft wahrscheinlich über gar kein Wort für »Inzest« verfügen! Wozu auch?

Man braucht die Forschungsergebnisse nicht zu bezweifeln, dass es eine natürliche (vererbte oder sozialisierte) Inzestvermeidung z.B. unter Primaten gibt, die der Mensch als Abkömmling der Primaten bestimmt auch mit in die Wiege gelegt bekommen hat. Man muss nur in gleicher Weise als empirisches Faktum anerkennen und in die Theorie aufnehmen, dass es unter Menschen auch eine Kraft gibt, die den Inzest anziehend macht, was sich bisweilen in entsprechenden inzestuösen Verbindungen ausdrückt oder in Träumen und in Mythen.

Soweit es sich um Freud handelt, betrachtete er eine ganz spezielle Situation, die für die Familienkonstellation unserer Kulturprägung typisch zu sein scheint. Man kann wohl nicht mehr wie Freud davon ausgehen, dass es sich um eine universelle, in allen menschlichen Gesellschaften anzutreffende Konstellation handelt.²⁵ Es ist dies

²³ Edward O. Wilson, a.a.O., S. 233.

²⁴ Ebd., S. 241.

²⁵ Es gibt Ethnien, in denen der biologische Vater unbekannt ist. Bei den Trobriandern wird wie auch bei Aborigines Australiens – z.B. den Arunta – ein Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Ursprung eines Kindes bestritten; vgl. Ashley Montagu, *Man in Progress*, New York 1962, S. 234 ff.

die Konkurrenz des Sohnes mit dem Vater um die Liebe der Mutter. Da die Liebe zwischen Vater und Mutter in jedem Fall auch sexuelle Anteile haben muss, leuchtet es ein, dass der konkurrierende Sohn dies in seine Wünsche einbaut, lange bevor er ein klares Bild davon hat, was Sexualität ist, sowie lange bevor er Kinder zeugen kann und will.

VI

Während Inzest die verbotene Frucht für das »egoistische Gen« darstellt, ist Homosexualität die höchste Form von Perversion, jedenfalls wenn es sich um »exklusive Homosexualität« handelt. Denn zunächst einmal kann sie dem Dienst an der Fortpflanzung nicht zugeordnet werden.

Oder doch? Da die Soziobiologen – mit Ausnahme von Volker Sommer – bei der Homosexualität von einem hohen erblichen Anteil ausgehen,²⁶ stellt sie eine schwierige Herausforderung für das Paradigma dar. Denn wie konnte sich das »Gen für«²⁷ Homosexualität davor schützen, ausselektiert zu werden, obgleich es der Fortpflanzung offensichtlich schadet?

Wilson meint,²⁸ Homosexuelle würden sich als Onkel oder Tanten besonders intensiv um den Nachwuchs ihrer Verwandtschaft kümmern und auf diese Weise auch ihren eigenen Genen dienen. Dies ordnet Homosexualität in das Prinzip »steriler Kasten« ein, wie sie auch bei sozial lebenden Insekten vorkommen, wenn dort »Arbeiterinnen« auf eigenen Nachwuchs »verzichten«,²⁹ um ganz dem Nachwuchs ihrer »Königin« zu dienen, der auch ihre eigenen Gene enthält.

Diese Hypothese weist eine Schwachstelle auf: Die Annahme, dass Homosexuelle sich mit besonderer Hingabe der »Brutpflege« bei nahen Verwandten widmen oder dies jedenfalls getan haben, entbehrt, wie Sommer in seiner Monographie zur Soziobiologie der Homosexualität zugibt, jeglicher empirischer Grundlage.³⁰ Überdies merkt er an, dass der Skandal, den Homosexualität unter Menschen meist auslöst, es unwahrscheinlich macht, dass Verwandte den Homosexuellen ihre Kinder anvertrauen.³¹ Der ideale »Helfer am Nest« wäre eher ein Asket, nicht ein Homosexueller. Sommer weicht darum auf die Hypothese aus, dass Eltern ein Kind zur Homosexua-

²⁶ Es sei daran erinnert, dass es nach Dawkins nicht nötig ist, Verhaltensweisen auf genetische Codierung zurückzuführen. Homosexualität könnte ein erfolgreiches Mem darstellen. Die biologische Tendenz der Soziobiologie ist nicht in Dawkins Theorie impliziert.

²⁷ Nicht nur Kritiker der Soziobiologie wie Steven Rose (Darwins gefährliche Erben: Biologie jenseits der egoistischen Gene [1998], München 2000, S. 130ff) und Brian Goodwin (Der Leopard, der seine Flecken verliert, München 1997), sondern auch die Soziobiologinnen Mary Jane West-Eberhard und Sarah B. Hrdy lehnen die Formulierung „Gen für“ ab: Nichts sei in dem Sinne genetisch determiniert, dass es von den Genen allein determiniert wäre (Sarah B. Hrdy, Mutter Natur: Die weibliche Seite der Evolution [1999], Berlin 2000, S. 81).

²⁸ Edward O. Wilson, Sociobiology, Cambridge 1975, S. 553.

²⁹ Sarah B. Hrdy (a.a.O., S. 85) zeigt allerdings im Rahmen ihrer Theorie von den „mütterlichen Effekten“ auf, dass die Ameisen-Arbeiterinnen nicht auf Nachwuchs „verzichten“, sondern durch eine „chemische Keule“ der Königin unfruchtbar gehalten werden.

³⁰ Volker Sommer, Wider die Natur?, a.a.O., S. 83.

³¹ Ebd., S. 139ff.

lität erziehen würden, wenn dies im Familienzusammenhang Sinn mache, d.h. entweder »Helfer am Nest« gebraucht werden oder andere Vorteile zu erwarten seien (er verweist auf Indianergesellschaften, in denen Homosexuelle einen hohen Sozialstatus erlangen). Damit lässt sich jedoch nicht erklären, warum Eltern ihr erstes und vor allem einziges Kind zur Homosexualität erziehen sollten. Einzelkinder würden also nie homosexuell sein. Eine ebenso wenig wahrscheinliche Hypothese wie die ursprüngliche von Wilson.

Die Wilson-Hypothese ist eher ein hilfloser Versuch, die »Ratlosigkeit« (Franz Wuketits) der Soziobiologen angesichts der Homosexualität aufzuheben. Meines Erachtens lässt sich die exklusive Homosexualität nur im Kontext einer Theorie erklären, die ihr Schwergewicht nicht auf die Reproduktion, sondern auf das Wohlfühlen des Individuums legt. Homosexualität einfach als das anzuerkennen, was sie ist, müsste die Soziobiologen dazu führen, den Grundpfeiler ihres Lehrgebäudes aufzugeben, der nichts außer Reproduktion als Erklärung anerkennt.³²

Die Fixierung auf Reproduktion zeigt sich sogar noch stärker dann, wenn Biologen Homosexualität anders als genetisch erklären. Irenäus Eibl-Eibesfeldt berichtet von einer Möglichkeit, Homosexualität physiologisch zu erklären, ohne gleich auf Gene zurückgreifen zu müssen.³³ Bei Laborratten könne Homosexualität erzeugt werden, wenn ihnen »während einer kritischen Periode ihrer Embryonalentwicklung Testosteron« entzogen wird, zum Beispiel »indem man die schwangeren Ratten stresst«. Darüber hinaus spricht Eibl-Eibesfeldt auch von »gelernten Formen der Homosexualität« und legt uns dann ein erstaunliches Statement vor: »Wenn es [...] eine Verführbarkeit zur Homosexualität gibt, dann ist es wohl Aufgabe der Gesellschaft, Kinder vor solchen Einflüssen zu schützen.«³⁴ Als Gründe für diese Aufgabe führt er an, erstens seien »viele Homosexuelle mit ihrer Lage nicht glücklich« und zweitens gäbe es da »seuchenpolitische Erwägungen«, wobei er AIDS erwähnt.³⁵

Wo die Biologie also nicht die Reproduktion als Richtlinie des Verhaltens vorgibt, muss die Gesellschaft einspringen. So wird aus der Biologie ein ethischer Maßstab deduziert, der darum ein gesellschaftlicher sein muss, weil die Natur den Maßstab gar nicht konsequent anlegt. Der zirkuläre Charakter des Arguments ergibt sich wie beim Inzest: Die Natur verwirklicht nicht den Imperativ, mit dem die Biologie sie interpretiert und darum soll an deren Stelle die gesellschaftliche Repression treten. Das, was zu beweisen wäre, wird nicht bewiesen, sondern als Norm schon vorausgesetzt.

32 Allerdings ist der »naturalistische Fehlschluss« nicht ein neues Kennzeichen der Soziobiologie, sondern eine jahrtausende alte antischwule Ideologie, wie Sommer (Wider die Natur?, a.a.O.) zeigt.

33 Irenäus Eibl-Eibesfeldt, a.a.O., S. 359.

34 Ebd., S. 339f.

35 Sommer (Wider die Natur?, a.a.O., S. 167) bemerkt dazu lakonisch, es gäbe auch heterosexuell übertragbare Krankheiten – inklusive AIDS! Nach der Logik von Eibl-Eibesfeldt müsste die Gesellschaft dann auch von der Heterosexualität abraten.

VII

Man muss sich jedoch davor hüten, angesichts des kruden Biologismus von Vertretern dieser Zunft wie Wilson und Eibl-Eibesfeld in ein Negieren der biologischen Basis des Menschen zu verfallen. Denn die These, es gäbe überhaupt keine Natur des Menschen ist konformistischen, nicht kritischen Ursprungs. Ich erinnere nur an den Protest von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer dagegen, dass die »Rebellion der unterdrückten Natur« gegen die Zwänge der bürgerlichen Gesellschaft vom Faschismus »unmittelbar der Herrschaft nutzbar« gemacht werde.³⁶ Paul Goodman wandte sich in »Growing Up Absurd« gegen die Sozialtechniker, die meinten, ohne Rücksicht auf die menschliche Natur die Jugendlichen nach beliebigen Normen formieren zu können.³⁷

Wie komplex der Zusammenhang zwischen Kultur und Natur ist, zeigt eine Nebenbemerkung von Lucien Malson, der sehr radikal die Meinung vertritt, der Mensch habe keine Natur. Auf die Frage, warum die »Wolfskinder« nicht bei ihrem Kontakt mit Menschen nachträglich sozialisiert werden konnten und etwa sprechen lernten, schreibt er: »Wie wir wissen, beruht das darauf, dass die sozialen Konditionierungen, wenn sie Früchte tragen sollen, im geeignetsten Augenblick stattfinden müssen.«³⁸ Aber worauf kann sich der »geeignetste Augenblick« beziehen? Doch nur auf eine von der Natur vorgegebenen Abfolge von Entwicklungsmöglichkeiten!

Die Theorie über die Natur des Menschen hat politische Konsequenzen, obgleich es keine Möglichkeit gibt, die Theorie umstandslos in eine politische Option zu übersetzen. Gehen wir als erstes davon aus, die Natur, auch die des Menschen, sei von Kampf geprägt. Dies ist eine Sicht der Dinge, wie sie der Soziobiologie nahesteht. Daraus kann nun entweder im Sinne von Thomas Hobbes bzw. Thomas Henry Huxley abgeleitet werden, dass eine besonders starke gesellschaftliche Repression notwendig sei, um die Menschen zum Frieden zu zwingen (repressive Option), oder man kann der Natur freien Lauf lassen und den Kampf erlauben, damit am Ende diejenigen siegen, die am »fittesten« sind (permissive Option).

Bei der repressiven Option fragt sich: Woher kann die Motivation kommen, den individuellen Kampf mit kollektiver Kontrolle zu beenden? Es muss eine zweite Quelle neben dem Kampfwillen geben, der dazu führt, dass die Menschen den Kampf zumindest begrenzen wollen. Ob diese Quelle in der Natur selbst oder in der Kultur gesehen wird, ist es jedenfalls dieser Argumentation nicht möglich, den Menschen ausschließlich durch seine kämpferische Natur geleitet zu sehen.

36 Theodor W. Adorno / Max Horkheimer, *Dialektik der Aufklärung* (1944), Frankfurt/M. 1971, S. 166.

37 Paul Goodman, *Growing Up Absurd*, New York 1960, S. 3 ff. Wie gnadenlos Sozialtechniker mitunter vorgehen, dokumentiert anhand von erzwungener »Geschlechterzuweisung« John Colapinto: *Der Junge, der als Mädchen aufwuchs*, Düsseldorf 2000. Die Implikation von Colapinto, nicht nur die Geschlechtszugehörigkeit, sondern auch die Übernahme der Geschlechterrolle sei »natürlich« determiniert (Originaltitel: »As Nature Made Him«), ist ebenso unzureichend wie die ursprüngliche sozialtechnische These, die Geschlechterrolle könne durch »Erziehung« beliebig »zugewiesen« werden. Sozialisation, Natur-Umwelt-Interaktion und individuelle Wahl kommen als Faktoren bei Colapinto leider nicht vor.

38 Lucien Malson, *Die wilden Kinder* (1964), Frankfurt/M. 1972, S. 67.

Bei der permissiven Option fragt sich: Wie wird der Kampf so weit kontrolliert, dass nicht eine allgemeine gegenseitige Selbsterstörung daraus resultiert? Auch in dieser Argumentation muss ein nicht genanntes und nicht reflektiertes zweites Prinzip angenommen werden, etwa das des »reziproken Altruismus«.

Die umgekehrte Theorie, dass nämlich der Mensch von Natur aus zu friedlicher Kooperation neige, hat ebenso ihre Tücken. Aus dieser Theorie muss angesichts der Faktizität von Kampf folgen, dass die »gute« natürliche Anlage durch eine repressive Struktur der Gesellschaft zerstört werde. Wäre die gesellschaftliche Haltung zur »natürlichen Güte« dagegen permissiv, müsste daraus unter der Voraussetzung, dass diese Güte alleinige Motivation menschlichen Handelns sei, eine friedliche Harmonie folgen, mit der jeder Mensch vollkommen zufrieden ist. Dagegen beschreibt Margaret Mead, wie repressiv die friedliche Gesellschaft der Arapesh gegenüber individuellen Bestrebungen und Gefühlen wie Zorn sein muss, um ihr Ideal aufrecht erhalten zu können.³⁹ Der Rousseau'sche Standpunkt vermag nicht, aus sich selbst heraus zu erklären, wie die Repression der guten Natur gesellschaftlich hervorgebracht werden kann, wenn nichts als die gute Natur das ursprüngliche Kennzeichen des Menschen ist. Eine zweite Quelle der Motivation, nämlich ein egoistischer Kampfwillen, muss zumindest implizit angenommen werden. Es ist also falsch, Kooperation als einzige Quelle der menschlichen Motivation anzunehmen.

Wer die Auffassung vertreten wollte, ausschließlich die Kultur würde die menschliche Gesellschaft formen, muss davon ausgehen, dass sich eine repressive oder eine permissive gesellschaftliche Haltung widerspruchsfrei in der Sozialstruktur ausdrückt. Denn für den, der in einer repressiven Gesellschaft aufwuchse, gäbe es keine natürliche, außerhalb der Gesellschaft liegende Quelle, die ihn in Widerspruch zur Gesellschaft bringt. Widerstand gegen die repressive Gesellschaft ist nur als »Rebellion der unterdrückten Natur« zu denken, wie sie von Adorno, Horkheimer und Goodman formuliert wurde.

Eine permissive Haltung der Gesellschaft stößt, wenn man von dem Fehlen einer Natur des Menschen ausgeht, auf ein ganz anderes Problem: Welche Handlungen der Menschen müssen überhaupt »erlaubt« werden, wenn es keine Natur gibt? Wenn es keine Natur gibt, sind alle Handlungen der Menschen gesellschaftlich geprägt – und das ist offensichtlich ein repressiver Vorgang.

Eine integrierte Theorie dagegen bezieht die kämpferische und kooperative Natur sowie die kulturelle Prägung als Quelle der Motivation ein. Wir müssen zugeben, dass der Kampf unter den Menschen einer gewissen Begrenzung, also einer repressiven Kraft bedarf,⁴⁰ um die Selbsterstörung zu verhindern. Die Motivation zu dieser Begrenzung des Kampfes stammt aus der kooperativen Seite der Natur. Jedoch darf die Begrenzung des Kampfes nicht zu einer völligen Unterdrückung führen. Denn dann fühlt sich das Individuum eingeengt und tendiert zu Ausbruchversuchen, die destruktiv sein können.

39 Margaret Mead, *Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften* (1939), Frankfurt/M. 1971, Band 1, S. 15. Band 3, S. 22 ff.

40 Es mag verwundern, dieses Statement von einem ausgewiesenen Anarchisten zu lesen. Aber es sei darauf hingewiesen, dass von der Notwendigkeit einer repressiven Instanz nicht auf die Notwendigkeit des Staates geschlossen werden darf. Zu einer Entfaltung dieses Gedankens vgl. Stefan Blankertz, *Das libertäre Manifest*, Grevenbroich 2002.

Die kooperative Natur bedarf keiner repressiven Begrenzung, sollte jedoch nicht als einzige »wahre« Natur betrachtet werden: Eine solche Betrachtung verleitet dazu, sich repressiv gegen die kämpferischen oder egoistischen Anteile zu wenden und damit ein destruktives »Unbehagen in der Kultur« (Freud) heraufzubeschwören. Ein aus natürlichen Quellen gespeistes Unbehagen der Menschen kann sich sowohl gegen die Repression ihrer kämpferischen Natur als auch gegen ein Überhandnehmen von Kampf richten. Der Inhalt einer freiheitlichen Sozialstruktur schließlich stammt aus der spezifischen Verbindung, die die kämpferische und die kooperative Natur im Menschen eingeht. Freiheit schließt nicht aus, dass Menschen sich entscheiden, ihre kämpferische Natur zu kontrollieren.

VIII

Es ist nicht der biologischen Theorie inhärent, dass sie zum Biologismus bzw. zur Ableitung von gesellschaftlichen Normen aus »der« Natur tendiert. Selbst in der Version von Dawkins schlägt sich die Evolutionslehre noch immer mit den gleichen Problemen herum, die sie seit Darwins Tagen belasten. Die immer feinere Erforschung der ungeheuren Vielfalt tierischen Daseins macht es überdies unmöglich, auch nur eine einzige menschliche Verhaltensweise als zwingend aus der Natur stammend zu kennzeichnen.⁴¹

Dawkins gefällt sich darin, tierische Vorgänge mit Vokabeln zu belegen, die ethischen Abscheu erwecken wie »Egoismus«, »Kannibalismus« oder »Vergeltung«. Sein Kollege George C. Williams, auf dessen Forschungen Dawkins aufbaut, spricht offen vom »Unmoralischen an der Produktion der natürlichen Selektion«, verweist auf Kindstötungen bei Tieren und fragt dann hämisch: »Denken Sie immer noch, Gott sei gütig?«⁴² Und Volker Sommer wiederholt in einem Spiegel-Essay (16/2000) das Diktum von Thomas Henry Huxley, der ethische Fortschritt der Gesellschaft gehe damit einher, natürliche Prozesse zu bekämpfen. Gleichzeitig aber werden Phänomene wie Schlangenphobien, Inzesttabus, Geschlechterrollen oder sogar Vergewaltigung⁴³ auf genetische Wurzeln zurückgeführt und damit scheinbar der Veränderbarkeit durch gesellschaftlichen Fortschritt entzogen.

Dies folgt jedoch nicht aus der Theorie, sondern aus einem widersprüchlichen Bedürfnis angesichts von gesellschaftlicher Stagnation einerseits und überhöhten moralischen Forderungen andererseits: Man möchte erklären, dass die Schlechtigkeit des Menschen schließlich seine Natur darstelle und man ihn darum bitteschön in Ruhe schlecht sein lassen solle. Erschrocken über einen solchen Mangel an natürli-

41 Schon wenn wir nur unsere nächsten Verwandten betrachten, die Primaten, finden wir eine enorme Bandbreite, z.B. die kämpferischen Schimpansen (98% Gene identisch mit dem *Homo sapiens*) und die friedliebenden Bonobos (98,5% Gene identisch mit dem *Homo sapiens*). Zu den Bonobos vgl. Frans de Waal, *Bonobos*, Basel. 1998. – Übrigens: Keine Primatenart kennt stabile Hierarchien, sodass die Theorie, der Staat entstehe unter Menschen bruchlos aus tierischer Herkunft, wenig für sich hat.

42 George C. Williams, *Das Schimmern des Ponyfisches*, Stuttgart 1999, S. 167.

43 Randy Thornhill / Craig T. Palmer, *A Natural History of Rape*, Cambridge 2000.

cher Verwurzelung der Ethik wird dann um so moralisierender ein hartes Durchgreifen gegen die Missstände gefordert, die Missstände, die doch angeblich unwandelbarer Bestandteil unserer Natur sind. Nachdem Randy Thornhill, ein Insektenforscher, und Craig Palmer, ein Anthropologe, über viele Seiten Vergewaltigung als natürliche Vermehrungsstrategie in der Mensch- und Tierwelt belegt zu haben meinen,⁴⁴ treten sie auf den letzten Seiten ihres Buches für drastische Strafen gegen Vergewaltiger ein, um dieses Verhalten auszurotten. Wenn die Autoren doch wenigstens ihre eigene These ernst nehmen würden, könnten sie aus ihr eine interessante Aussage zum gesellschaftlichen Umgang mit Vergewaltigern ableiten: Vorausgesetzt, die These vom reproduktiven Ziel der Vergewaltigung sei richtig, würde es wenig erfolgversprechend sein, Vergewaltiger nach erfolgter Tat zu bestrafen. Den »egoistischen« Genen müsste es ziemlich einerlei sein, ob ihre Kopiermaschine nach erfolgreichem Kopieren eingesperrt oder gar getötet wird. Neben Prävention wäre angesichts der Thornhill/Palmer-These die beste Strategie gegen Vergewaltigung, deren reproduktiven Erfolg auf Null zu senken. Weil die Autoren diese Art eines erkenntnisleitenden Umgangs mit ihrer These nicht vornehmen, drängt sich mir der Verdacht auf, es ginge ihnen gar nicht um einen Erkenntnisgewinn, aus dem ein verbesserter Umgang mit dem abgelehnten Verhalten folgen kann.⁴⁵

Parallelisieren wir Thornhill und Palmers Verhältnis zu ihrer eigenen These mit der angeblichen Erkenntnis von Richard Herrnstein und Charles Murray, dass die Schwarzen eben doch genetisch gesehen zum Dümmersein tendieren als die Weißen,⁴⁶ so könnte man aus ihr schließen, jetzt erst recht müssten die Schwarzen die ihnen zugedachten Kulturgüter mit drastischen Maßnahmen wie Zwangsbeschulung eingebläut bekommen. Genau das Umgekehrte aber wird aus der Herrnstein/Murray-These gefolgert: Programme zum Ausgleich zwischen Schwarzen und Weißen hätten – egal ob freiwillig oder erzwungen – eh keinen Sinn, weil sie gegen die Natur verstießen. Es ist aber nicht einzusehen, warum die eine natürliche Veranlagung bekämpft werden soll, während die andere zur Rechtfertigung von fortgesetzter Diskriminierung herhalten muss.

An einem anderen Beispiel möchte ich zeigen, dass die Problematik der anthropomorphen Interpretation nicht nur die Soziobiologie kennzeichnet. Die These von Lynn Margulis, die Arten seien in einer »Symbiogenese« entstanden, wird vornehmlich von Kritikern der Soziobiologie dankbar aufgegriffen. Im Fall der Entstehung

44 Hier kann keine detaillierte Auseinandersetzung mit der Thornhill/Palmer-These stattfinden. Daher nur drei Hinweise: (1) Der reproduktive Erfolg von Vergewaltigung unter Menschen ist nach den von den Autoren selbst vorgelegten Daten verschwindend gering (weit unter 1 je 100 Vergewaltigungen). (2) Vergewaltigung von Frauen, die noch nicht oder nicht mehr gebärfähig sind, könnte nur als „Irrtum“ des Vergewaltigers vorkommen. Das widerspricht den Fakten ebenso wie die Behauptung der Autoren, nur Frauen, deren Aussicht auf reproduktiven Erfolg durch Vergewaltigung eingeschränkt werde, würden traumatisiert. (3) Vergewaltigung mit anschließendem Mord könnte gar nicht vorkommen. Auch das widerspricht den Fakten.

45 Auf ihrer Homepage knicken die Autoren vor der geballten Kritik gänzlich ein und fordern politisch korrekt „sozialen Ausgleich“ und „Erziehung“ im Kampf gegen Vergewaltigung. Um dieses düflige sozialdemokratische Programm, das ja immerhin gescheitert ist, aufzustellen, bedarf es offensichtlich keines Rückgriffs auf Skorpionfliegen und keiner Biologie.

46 Richard Herrnstein / Charles Murray, *The Bell Curve* (1994), New York 1996. Zur Kritik vgl. Stefan Blankertz, *Das libertäre Manifest*, a.a.O., S. 214ff.

der Pflanzen hat sich die symbiogenetische Erklärung inzwischen in der Biologie weitgehend etabliert: Fotosynthesefähige Mikroorganismen haben so lange anderen zur Nahrung gedient, bis die beiden Organismenarten eine Synthese eingegangen sind. Die fotosynthesefähigen Organismen wurden nicht aufgelöst, sondern in den Bauplan integriert.

Angesichts einer solchen Symbiogenese neigen manche dazu, »aus der Kooperation jenen harmonischen Schluss der großen Übereinstimmung oder zumindest der Moral zu ziehen, gegen den Dawkins zu Felde zieht«. ⁴⁷

So sagt z.B. Steven Rose: »Diese primitiven Chloroplasten-Gene, wie die der Mitochondrien auch, [können] nur alles andere als ‚egoistisch‘ im Dawkinschen Sinne gewesen sein, sondern müssen weit eher zur ‚Selbstaufgabe‘ geneigt haben, indem sie ihre individuellen Verbreitungsrechte und die der Proto-Chloroplasten den Interessen des Organismus unterordneten.« ⁴⁸

Die umgekehrte Interpretation im Sinne Dawkins wäre allerdings ebenso plausibel: Die Gene bleiben in der neuen, symbiotischen Lebensform erhalten. Nur der Organismus gibt seine Selbstständigkeit auf. Ergo sind die Interessen des Gens denen des Organismus überlegen.

Margulis selbst beschreibt den Vorgang des Einverleibens als »brutale Konkurrenz«. ⁴⁹ Und wollte man eine ethische Lehre aus der Symbiogenese ziehen, so könnte sie in der Apotheose der Sklavenhaltergesellschaft münden: Nur wenn sich die Schwachen den Starken überantworten, überleben sie.

Demgegenüber lautet meine These, dass aus »der« Biologie keine unmittelbaren Rückschlüsse auf die angemessene Einrichtung der Gesellschaft oder die gültige Ethik gezogen werden können. Dies bedeutet jedoch nicht, den Menschen als seiner Natur enthoben sehen zu können und zur willfähigen Knetmasse von Sozialtechnik machen zu dürfen. Ein vorsichtigerer Umgang mit der Selbstinterpretation des Menschen schreibt nämlich nicht nur den Biologen die Biologie, sondern auch den Soziologen die Soziologie vor. Ein solcher vorsichtigerer Umgang mit der Selbstinterpretation könnte kritischer sein, anstatt sich in den Dienst vordergründiger Legitimation gesellschaftlicher Partikularinteressen zu stellen.

47 Florian Rötzer, Nachwort zu: Bloom, a.a.O., S. 228.

48 Steven Rose, a.a.O., S. 285.

49 Lynn Margulis, a.a.O., S. 51.